

Oskar Köhler

Joseph Bernhart

Ein vielschichtiges Leben und Werk

Es ist „ein tückischer Weg zu jenem schiefen Christentum, dem ein Schlagwort wie ‚christliche Kultur‘ gedankenlos vom Munde geht“ – ein Schlagwort, welches die Forderung Christi verdeckt, „die doch wahrlich nicht ‚Kultur‘ heißt“. Die Frevel des 20. Jahrhunderts wider Gott und Menschenseele wären nicht geboren worden, „wenn nicht das 19. Jahrhundert sie gezeugt hätte“, beherrscht vom „säkular verruchten Geist“ der Goethezeit, dem noch immer sogar „die christlich gewillte Bildungswelt“ zutiefst verbunden ist. So steht es im Manuskript der Vorträge, die Joseph Bernhart im Sommer 1944 in Augsburg halten wollte, der Kriegsumstände wegen abgesagt¹. In der gleichen Stadt hatte er als Kaplan bei der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im Jahr 1910 einen Vortrag über „Bildungsaufgaben der deutschen Katholiken“ gehalten, dessentwegen der Bischof von Chur und der Erzbischof von München abgereist waren – aus Protest gegen den Redner, der 1905 ein Gedicht als ersten Beitrag in der Zeitschrift „Hochland“ veröffentlicht hatte, seit 1907 in vertrautem Briefwechsel mit deren Herausgeber Carl Muth. Damals hatte diese Zeitschrift, im Zeichen der Enzykliken des Papstes Pius X. des „Modernismus“ verdächtigt, den deutschen Katholizismus aus der Isolierung von eben jener Kultur herausführen wollen, welche ihr Mitarbeiter ein Vierteljahrhundert später des säkular verruchten Geistes bezichtigen sollte. Die beiden Bischöfe hätten ihm Beifall gespendet, hätte er so beim Katholikentag 1910 gesprochen. Eine „Wende“ im Leben Joseph Bernharts?

In seinem Vortrag „Problematik der Humanitas“², gehalten 1946 beim Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt, weitet Joseph Bernhart seine Kulturkritik ins Prinzipielle aus, stellt er den „hochgemuteten Promethiden“ eine düstere Prognose. Um die Entwicklung in Kollektivismus und Technizismus aufzuhalten, „wäre ein Humanismus, der im Beiwort ‚christlich‘ nur eine stimmungshafte Reminiszenz mit sich führt, ein allzu schwächliches Unternehmen“. Nun ist der katastrophale Verlauf der Geschichte seit jenem Augsburger Katholikentag zu beachten (1941 wurde über J. Bernhart Schreibverbot verhängt, im gleichen Jahr mußte „Hochland“ wegen Papiersperre das Erscheinen einstellen). Doch in seinem Vortrag bezieht J. Bernhart ausdrücklich auch den „alten Humanismus“ in seine Kritik ein. Wer immer dieser vielschichtige philosophisch-theologische Schriftsteller war – wo man heute mit seinem Namen Vorstellungen verbindet, denkt man zumeist

vorab an den Konflikt des Priesters mit seiner Kirche³ –, ein „Humanist“ war er nicht.

„Die Botschaft (das Evangelium) ist froh, die Welt kann es nicht werden – immer weniger. Wir machen Geschichte, indessen macht die Geschichte etwas mit uns. Sie wird im unheimlichsten Sinne dämonischer mit jedem Tag“: So sagt Joseph Bernhart in seinem Vortrag am 25. Oktober 1945 in Ulm⁴. Doch was hier konstatiert wird, ist nur ein Steigerungsgrad dessen, was der Schriftsteller seit Anbeginn der Welt gegeben sieht, und was ihn sein Leben lang bedrängt.

Eine hell-dunkle Liebesgeschichte

Wie eine heilige Verschwörung gegen das Verhängnis der Welt liest sich in den heute vorliegenden Editionen die Liebesgeschichte, die an Pfingsten 1908 in München zwischen dem Kaplan Joseph Bernhart und der Westfälin Elisabeth Nieland, der Sekretärin des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, begonnen hat, die ihn zu dessen Generalversammlung als Redner eingeladen hatte. Er war 1904, noch keine 23 Jahre alt (geboren am 8. August 1881 im bayerisch-schwäbischen Ursberg), in Augsburg zum Priester geweiht worden und wirkte bis 1907 in vier Pfarreien dieser Diözese. Sein autobiographischer Roman „Der Kaplan“ (1919), Bekenntnis seiner Kümmernisse, war lange Zeit beliebte Lektüre insbesondere jüngerer Kleriker und ist auch heute noch die am ehesten bekannte Schrift J. Bernharts.

Als er Elisabeth Nieland begegnete, hatte es sich bereits herausgestellt, daß er auch mit seiner Stellung als Sekretär der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst in München, wozu ihn sein geduldiger Bischof Maximilian von Lingg beurlaubt hatte, nicht zurechtkam. Er war in eine fünfwöchige Spanienreise ausgewichen.

Zeichenhaft erlebt er schon die erste Begegnung mit Elisabeth Nieland: Er habe ihre Einladung mit auf die Reise genommen – sie erwiderte ihm, als sie ihn zur Abrechnung des Honorars aufsuchte, sie habe seine Zusage nicht zu den Akten gelegt, sondern in ihrer Handtasche bei sich getragen. Vierzig Jahre später nennt Joseph Bernhart diese Begegnung „die vorweg vollendete Symphonie in einem Augenblick“, die banale Rede von der „Liebe auf den ersten Blick“ ins Mystische überhöhend.

Es folgt zunächst eine Korrespondenz mit konventioneller Anrede, in Wahrheit aber doch schon Liebesbriefe. Sie habe über sein Inneres „Licht und Stille gebracht“, schreibt Joseph, er leide unter der Trennung auf einem „unendlichen Weg zu Ihnen“ – Elisabeth schickt ihm ein Kindesbild mit der damals wohl jedenfalls halbernst gemeinten Bemerkung, zu ihrer Verlobung müsse sie es zurückerhalten (er wolle es „ohne Wimperzucken“ tun, antwortet Joseph). Ein knappes Jahr nach

der Pfingstbegegnung, im Februar 1909 in Aachen, bricht zwischen den beiden nach einem schweigend verbrachten Essen das „Du“ aus wie ein Vulkan: Elisabeth ergreift die Initiative, Joseph erwidert mit „zitternder Hand“. Jetzt schon beginnt die lastende Heimlichkeit gegenüber der Umgebung. Der weitere Briefwechsel kreist um Josephs Zölibatsgelübde: Elisabeth überlegt, ob sie seine Liebe „sacht zur Freundschaft zurückführen“ müsse – Joseph beteuert, sie habe ihn seinem „Beruf zurückgegeben“. Doch nach einer Begegnung im Juni 1909 bekennt er, es habe „unser beider Schicksal uns umfassen wie ein aus sich selber wachsendes Gewölk“. Elisabeth Nieland schreibt sich als Hörerin in der Münchener Universität ein, reist aber im Dezember 1910 wegen des Verhaltens der Familie Bernhart ab, die begreiflicherweise in Sorge war.

Joseph Bernhart hatte seine Dissertation über „Die Mystik Bernhards von Clairvaux und Meister Eckharts“ beendet und promovierte damit im Januar 1910 in Würzburg zum Doktor der Theologie. Die geplante Habilitation in München scheiterte an Widerständen in der dortigen Fakultät. Im Oktober 1910 trat J. Bernhart nochmals in den Dienst als Seelsorger und übernahm die Stelle eines Benefiziaten in Murnau am Staffelsee. So mußte er den seit 1. September 1910 (bis 1967) geforderten „Antimodernisteneid“ ablegen – nach vielen Diskussionen im Augsburger Ordinariat, wo man ihm bedeutete, es handle sich nur um das übliche Glaubensbekenntnis. In seinen späteren „Erinnerungen“ schreibt Joseph Bernhart: „Darnach erlebte ich in Murnau Tage tiefer Depression über den Eid, den mir die Kirchenmänner so leicht gemacht hatten.“

Doch im Grunde hatte sich J. Bernhart bereits innerlich von der ordentlichen Seelsorge verabschiedet. Am Ende des Jahres 1911 begann er in Jena Latein, Germanistik und Geschichte zu studieren, um Gymnasiallehrer zu werden – Anfang seiner lebenslänglichen Suche nach einem ordentlichen „weltlichen Beruf“. Er brach das Studium ab, auch aus finanziellen Gründen. In seinen Alterserinnerungen notiert er, er habe in Jena den Rat, in die anglikanische Kirche überzutreten, um heiraten zu können, entschieden verworfen.

Doch in Jena begann eine „imaginäre Begleitung“: Joseph Bernhart träumte von einer Dame mit einer Perlenkette, die er dann 1913 in einer Londoner Galerie wiederzuerkennen glaubte. Dort ließen sich Joseph und Elisabeth in aller Heimlichkeit zivil trauen. Er enthielt sich jetzt korrekt des Zelebrierens, und das Paar fiel auf, weil es beim regelmäßigen Meßbesuch nie kommunizierte. Was konnte die Ziviltrauung bedeuten, da doch J. Bernhart die Ehe als ein „Ursakrament“ verstand? Im Jahr 1919 mußte der Augsburger Bischof, dem ein Gerücht von J. Bernhart selbst bestätigt worden war, die namentliche Exkommunikation verhängen.

Eine der vielen hundert Liebesgeschichten von Zölibatären könnte man sagen und sie zu den Akten legen, wäre sie nicht ein tragischer Lebenslauf und Joseph Bernhart erst fast 30 Jahre nach dem Londoner Akt, im Januar 1942, laisiert worden, mit der Auflage freilich, in seiner Ehe wie Bruder und Schwester zu leben –

ein ironisches Ende, denn die kranke Ehefrau Elisabeth ist am 8. Dezember 1943 gestorben⁵. Und mit einem Anflug von Zynismus könnte man vermuten, in heutiger Laisierungspraxis wäre J. Bernhart nicht der Schriftsteller geworden, als der er bedeutsam geblieben ist. Denn sein Konflikt zwischen der Kirche, der er zutiefst verbunden blieb, und seiner Liebe zu Elisabeth ist auch dann ein überaus wichtiges Motiv zum Schreiben, wenn er nicht ausdrücklich davon spricht. Alle seine unter peinlichen Umständen in den dreißiger Jahren unternommenen Bemühungen, seine Ehe kirchlich „sanieren“ zu lassen, sind gescheitert.

„Tragik im Weltlauf“

Nach dem Versuch des Ehepaars Bernhart, unauffällig in Berlin zu leben, fand es schließlich in Gräfelfing bei München, wo Joseph eine Stellung beim Verlag Joseph Müller annahm, ein gemeinsames Dach, freilich zunächst zusammen mit Elisabeths Freundin Helene Pagés, weil Joseph die in London geschlossene Ehe erst 1918 in München registrieren ließ. Die Verlagsarbeit erschien ihm „unproduktiv“, und im November 1914 begann er bei Heinrich Wölfflin Kunstgeschichte zu studieren mit dem vergeblich angestrebten Ziel, zu promovieren und sich zu habilitieren (die philosophische Promotion über Johann Gottfried Herder gelang ihm 1928 in Würzburg mit Auszeichnung; aber man konnte sich nicht darüber einigen, in welchem „Fach“ er zu einer Habilitation zuzulassen sei).

In dem 1916 in Gräfelfing verfaßten Bändchen „Tragik im Weltlauf“, seiner ersten größeren Publikation, die aber grundlegend für den Schriftsteller geblieben ist, findet sich eine Passage, die andeuten könnte, wie eng die Gedanken Joseph Bernharts in seinen eigenen Schicksalserfahrungen verwurzelt sind. Hat er nicht selbst „die Kriegsstellungen der sittlichen Werte unter sich“ in seinem Konflikt zwischen „Eros und Priestertum“ erlebt (so eine Überschrift in den späteren „Erinnerungen“), diese „Todesläufe des Erhabenen“, welche in eine Enge zwischen Scylla und Charybdis führen, die einer nur als „trefflicher Schurke“ verlassen kann?

Die in dieser Schrift angeführte Überlegung, für einen Augenblick das religiöse Vertrauen in den Weltlauf abzulegen, um nicht „den wahren Lauf der Dinge zu verschleiern und zu beschönigen“, ist für J. Bernhart kein intellektueller „Als-ob“-Zweifel, sie ist sein Leben lang die Grundstimmung, über die ihn nur die mystische Erfahrung hinausführen kann, daß alles „notwendig“ so ist, wie es ist. In einem Vortrag vor dem Katholischen Akademikerverband 1932 in Heidelberg⁶ kritisiert er den „gängigen Ausdruck von der göttlichen Zulassung des Bösen“ und verweist auf die Bibel, wo es Gott selbst ist, „der nicht nur Unglück, auch Böses und Ärger nis bewirkt – das Unerforschlich-Gewaltige, Erschreckend-Furchtbare, so in der Geschichte wie im Naturgeschehen“. Den Gipfel aller „Tragik im Weltlauf“ sich-

tet er in der Geschichte Jesu: „Das geschichtlich Gewordene, das er vorfand und überwinden wollte, überwand ihn selbst“, bis er in seiner Auferstehung in das „übergeschichtliche Leben“ erhoben wird. „Wir sind nicht von der Tragik der Welt erlöst, sondern hineinerlöst in ihre volle Gültigkeit vor Gott“: So formuliert zugespitzt Joseph Bernhart in seinem Heidelberger Vortrag seinen christlichen Glauben, um einerseits dem kulturellen Optimismus und andererseits dem zeitgenössischen Tragizismus zu entgehen.

Ein Konservativer

Es ist ein sehr dankenswertes Verdienst der diesem Aufsatz zugrunde liegenden Editionsarbeiten von Lorenz Wachinger und von Manfred Weitlauff, jetzt Ordinarius für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in München und Vorsitzender der Joseph-Bernhart-Gesellschaft (vgl. Anm. 3), daß das überlieferte Bild dieses so bedeutenden theologisch-philosophischen Schriftstellers überdacht werden kann. Dann ergibt sich auch in den oben zitierten Äußerungen aus der Mitte der vierziger Jahre im letzten Grund kein Bruch im Weltbild Joseph Bernharts. Wer wie er die fundamentale Tragik der Welt bedenkt, muß skeptisch sein gegen das Plädoyer für eine „christliche Kultur“ und reserviert auch gegenüber allen leichtfertigen Hoffnungen auf Reformen. So schreibt J. Bernhart 1909 an seine Freundin Elisabeth, er hasse all jenes „Reformertum“, welches das Leben nur bequemer machen wolle, und liebe das Kreuz als „das Gesetz aller Geschichte“. Hinsichtlich des „Modernismus“ wie der Aufklärung sei Joseph Bernhart „lebenslang – merkwürdig unreflektiert – in der sozusagen kirchlich verordneten Sicht befangen“ geblieben, wurde vermerkt⁷. Doch diese Sicht war seiner Mentalität nicht fremd. Er kritisierte die kirchlichen Verfahren gegen des „Modernismus“ Verdächtige, blieb diesen selbst gegenüber aber mehr oder weniger distanziert. So entsprach es keinen äußeren Zwängen, daß er auf das Angebot eines Verlags einging, 1923 das Buch „Du Pape“ von Joseph de Maistre in Deutsch herauszugeben, diesen Autor feiernd, er habe wie kein anderer Geist des 19. Jahrhunderts zur Festigung der „konservativsten Weltmacht“ beigetragen.

Dieses Bekenntnis scheint durchaus zu korrespondieren mit J. Bernharts Erinnerungen an seine Jugendzeit: „Glücklich vertraut mit der Losung ‚Thron und Altar‘ hegte ich mein frommes Bayerntum“, wozu er die Begegnung des Zehnjährigen mit Prinzregent Luitpold im Hofgarten erzählt. Da fällt es nicht ganz leicht, seinen radikalen politischen Umschwung in den Jahren 1918/19 zu verstehen. „Das Gottesgnadentum alter Observanz ist dahin“, schrieb er im November 1918 in einer Berliner Zeitung, und dies sei keineswegs ein Schaden für die Religion. Und im Februar 1919 versuchte er in seinem nur mit „J. B.“ gezeichneten Aufsatz „Der Katholizismus und die neue Gesellschaft“ in der Zeitung „Süddeutsche Freiheit“

einen Brückenschlag zum Sozialismus, mit dem sich die Kirche abzufinden habe, wobei dieser aber über die „alte Dogmatik“ hinauswachsen müsse. Als dieser Beitrag mit vollem Namen in der amtlichen Zeitung der Räteregierung abgedruckt wurde, sah sich J. Bernhart vielen Angriffen ausgesetzt; Peter Dörfler distanzierte sich, der Historiker Philipp Funk kündigte die Freundschaft.

Vielleicht läßt sich dieser politische Ausflug aus J. Bernharts Erinnerungen an seine ärmliche Kindheit erklären; ein Anhänger des gesellschaftlichen „Fortschritts“ ist er nicht geworden. Sein Aufsatz im Jahr 1927 über August Julius Langbehn, den Verfasser des Buchs „Rembrandt als Erzieher“ (1890), in den Münchener Neuesten Nachrichten zeigt ihn vielmehr als einen Erzkonservativen, ganz im Geist der Rede des Rottenburger Bischofs Paul Wilhelm von Keppler „Über wahre und falsche Reform“ (1902), die von dem Buch des Konvertiten Langbehn beeinflusst ist. Daß J. Bernhart ohne jede Selbstkritik 1964 in seinen „Erinnerungen“ seine jugendliche Auffassung von Langbehns Polemik „gegen die Betriebsamkeit unseres großstädtischen Judentums“ berichtet, ist peinlich.

Ein „Brückenschlag“ zum Nationalsozialismus jedoch lag J. Bernhart fern. Im Hochland trat er 1934 entschieden für die Würde des Alten Testaments ein. Sein dort im Dezemberheft 1939 erschienener Aufsatz „Hodie“⁸ läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Wo Schulung und Rüstung des Geistes fehlen, kann jede falsche Idee, jedes platte Schlagwort, jede Häresie auf Scharen vergeblich getaufter Mitläufer rechnen“ (das Heft wurde beschlagnahmt). Doch seine Ablehnung des Nationalsozialismus gründete in einer konservativen Gesinnung, die ihm wenig Zutrauen zur Demokratie erlaubt. In seiner 1960 publizierten Antwort auf eine Unesco-Umfrage⁹ sieht er nur die Alternative zwischen der Anerkennung dogmatischer Wahrheiten über den Menschen und einer Herrschaft der Willkür. „Die Demokratie ist vom tragischen Verhängnis der Selbstzerstörung bedroht. Ich wußte nicht, wie dieser tragischen Selbstbedrohtheit der modernen Demokratie abzuhelfen wäre.“

Es ist nicht gerade hilfreich in den Parteidiskussionen über das „hohe C“, könnte sie aber in tiefere Dimensionen führen, was Joseph Bernhart 1947 in seinem Vortrag vor dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt als seine These formulierte: „Die Frohe Botschaft stößt auch erschreckend, als fremde Wirklichkeit, herein in die Geschichte. Sie stört den Menschen auf aus seiner Natürlichkeit, sie erschüttert alle Sicherheit, sie reißt das Menschsein ... in Höhen und Tiefen wie keine andere Macht der Welt – und buchstäblich ist kein Staat mit ihr zu machen.“

„So sind wir allesamt Mystiker“

Aber was bewirkt dann die „Frohe Botschaft“ des christlichen Glaubens – wie ist die „Tragik im Weltlauf“ zu ertragen? In „De profundis“ (1935) bezeichnet

J. Bernhart die tragische Welt als „die große Versuchung des Glaubens und der Treue“. Doch als „schlechthin mystisches Organon – Worte sagen's nicht“ beseele der Glaube des Neuen Testaments „die Beziehung des Menschen zu sich selbst und seinem Außen mit der Gewißheit, daß die Wirklichkeit – sie sei für uns wie immer beschaffen – Sinn habe“. Dieses Verständnis des Neuen Testaments ist ebensoweit entfernt von neuscholastischer Exegese wie von Rudolf Bultmanns Entmythologisierung (dazu J. Bernharts Schrift „Bibel und Mythos“, 1954). Zu diesem „mystischen Organon“ hatte Joseph Bernhart wie zur Tragik der Welt ein persönliches Organ des Verstehens. Eine „unendliche Versöhnung“ sei über ihn gekommen, als er bei einer Zugfahrt während seiner Spanienreise ans Fenster trat, abgesondert von den Gefährten, und, die Perlen seines Rosenkranzes in der Tasche greifend, betete – in der Gewißheit, daß alles „notwendig“ so ist, wie es ist. In seinem Buch „Der stumme Jubel. Ein mystischer Chor“ (1926), das er „vermehrt und verbessert“ 1936 neu herausgibt, unterscheidet er drei Phasen der mystischen Begegnung: die „Bereitung“, in welcher der Mensch aus sich herausgeht, die „Begegnung“, wenn die göttliche Gnade ihm entgegeneilt, und die „Einung, die dauernde selige Wiedereinwohnung in unserem ewigen Ursprung“. Diese Sammlung mystischer Texte katholischer Autoren von der Antike bis zum 19. Jahrhundert war seit seiner theologischen Dissertation über Bernhard von Clairvaux und Meister Eckart begleitet von immer neu ansetzenden kommentierenden Studien (u. a. „Mystik des Mittelalters“, 1922; Augustinus-Auswahl, 1930; lateinisch-deutsche Edition der „Confessiones“, 1955).

Aber auch in dieser Dimension erweist sich Joseph Bernhart als ein konservativer Geist. Im Vorwort von Ostern 1936 zum „Stummen Jubel“ bemerkt er, es sei hier „nur die Mystik zugelassen, die vom geoffenbarten Wort Gottes selber zugelassen ist“; sie allein führe den Menschen nicht in „die Sackgasse seiner selbst“. Die Verurteilung der „Promethiden“ im Jahr 1947 ist scharf in der Tonart, aber sie ist grundgelegt in Joseph Bernharts Existenz zwischen dem Anblick der tragischen Welt und jener mystischen Hingabe des Selbst, welche allein vor dem nihilistischen Pessimismus bewahren kann. So ist es auch keine Flucht zu festen Ufern, wenn er sich seit 1934, als sich das Ehepaar Bernhart aus finanziellen Gründen von Gräfel-fing nach Türkheim ins Haus der Mutter zurückzog, intensiv mit einer dreibändigen Auswahl von Texten der „Summa Theologica“ des Thomas von Aquin beschäftigte. Wohl klingt es distanziert, wenn er im Vorwort von diesem Theologen bemerkt, er baue „vom Geheimnisvollsten eine Wissenschaft mit Begriffen, Schlüssen und Beweisen auf“; aber J. Bernhart distanziert sich auch von den „Anbetern des Verstandes“, welche Thomas nicht mehr folgen können, wenn dieser den Verstand dem Glauben unterwirft.

Es ist freilich nicht leicht, J. Bernhart in die Disziplin Theologie einzuordnen. Im Manuskript der 1944 in Augsburg geplanten Vorträge steht der Satz: „Die Theologie ist nicht über ein Stammeln hinausgekommen, und dabei wird es auch

bleiben müssen, weil die Probleme nicht nur Rätsel, sondern Geheimnis sind.“ Und im Tagebuch vom 1. November 1947 wird er noch deutlicher: „Um so gefährlicher kommt mir das Unternehmen der Dogmatiker vor, das, was sie doch selbst ein ums andre Mal Mysterium nennen, durch tausend Kunstgriffe und Distinktionen plausibel zu machen.“

Joseph Bernhart hat nicht versucht, die Tragik in Geschichte und Natur wegzudisputieren. „So sind wir allesamt Mystiker, ausgeschlossen vom totalen Gut unserer Sehnsucht.“ Doch gerade dieses Ausgeschlossensein ist der Grund unserer Sehnsucht, deren der Mensch nicht fähig wäre, hätte er das Absolute nicht als ein „dauerndes Gegenüber“.

Gebrochene Nachwirkung

Im Jahrzehnt nach 1945 war J. Bernhart ein immer wieder gesuchter Redner. Bei den Salzburger Hochschulwochen 1951 hielt er drei geschichtsphilosophische Vorträge, wobei er auf sein Buch „Sinn der Geschichte“ (1931) in der Reihe „Geschichte der führenden Völker“ zurückgreifen konnte. Im Jahr 1952 wurde er zum Honorarprofessor der Philosophischen Fakultät München ernannt. Der 71 Jahre alte Schriftsteller machte aber von seiner *Venia legendi* nur im Wintersemester mit einer Vorlesung über mittelalterliche Geistesgeschichte Gebrauch. Immer wieder kommt der alte Mann auf Themen seiner früheren Jahre zurück, so in seiner aus dem Ulmer Vortrag hervorgegangenen Schrift „Chaos und Dämonie. Von den göttlichen Schatten der Schöpfung“ (1950). Seine Betrachtungen über das Tier vom Jahr 1937 vertieft er in seinem heute aktuell anmutenden Buch „Die unbeweinte Kreatur“ (1961).

Seit dem Frühjahr 1956 ist J. Bernhart mit Unterbrechungen bemüht, seine Erinnerungen niederzuschreiben, dabei unterstützt von der Dominikanerin Franziska Wenger, die noch heute seinen Nachlaß verwaltet. Das Unternehmen ist ein Fragment geblieben, kontinuierlich nur bis 1920. Er wollte seinen „Ehefall“ unter der Überschrift „Und wir haben ein Gesetz“ darstellen, wozu ihm seine Sekretärin die Dokumente bereitgestellt hatte – drei Tage darauf, am 21. Februar 1969, ist Joseph Bernhart gestorben. Noch als er mit seiner Autobiographie gerade begann, schrieb er in seinem Totenbrief an Peter Dörfler (Hochland 1956), dieser habe keine Erinnerungen geschrieben, „und das war weise und ein schonender Verzicht“. Ein gütiges Geschick hat ihm diese Schonung gewährt.

Am Ende seiner „Erinnerungen“ wirft J. Bernhart einen Blick auf das Zweite Vatikanische Konzil, wo eine „neue Freiheit der beratenden und diskutierenden Kirche Wirklichkeit werden sollte“. In einem Brief an seine Freundin Elisabeth (20. Februar 1909) hatte er das Erste Vatikanische Konzil mit den Worten gewürdigt: „Der Dom ist zu Ende gebaut ..., er steht jenseits von Wahr und Falsch im

Lande des Glaubens“, wenn auch eine „Einschränkung des geistigen Lebens“ zu beklagen sei. Wo stünde Joseph Bernhart in der nachkonziliaren Situation?

Es wurde mehrfach notiert, daß J. Bernhart von der „neuen Theologie“ nicht rezipiert wurde. Bedenkt man deren betonte Bezüge auf das Humanum, so ist dies angesichts des Konzepts von der „Tragik im Weltlauf“ verständlich. Doch das so respektable Bemühen, die Erinnerung an diesen so vielschichtigen Denker lebendig zu halten, ist keineswegs einer bloßen Retrospektive zuzuordnen. Die Tagesnachrichten aus Kirche und Welt machen ihn gegenwärtig. Was Joseph Bernhart zum Tod Peter Lipperts (1879–1936) geschrieben hat, charakterisiert seinen eigenen Lebensweg. Er spricht von der „Seenot eines Menschen, der das ungestüme Element des Irdischen nicht ohne den äußersten Aufwand aller Kräfte des Geistes und des Herzens befahren und bezwungen hat“.

ANMERKUNGEN

¹ Erstmals publ. v. M. Weitlauff in seiner Ausg. v. J. Bernharts „Tragik im Weltlauf“ (1990) 143–170.

² Wieder abgedr. ebd. 219–243.

³ An Bemühungen, ein umfassendes Gedenken an J. Bernhart lebendig zu erhalten, fehlt es nicht. 1976 gab M. Rößler eine gekürzte Fassung der „Erinnerungen“ zus. mit dem „Kaplan“ heraus. Anlässlich des 100. Geburtstags erschien das sehr informative Buch „Joseph Bernhart. Leben und Werk in Selbstzeugnissen“ v. L. Wachinger (1981). G. Schwaiger edierte 1986–1988 mehrere Werke, so nochmals den autobiographischen Roman „Der Kaplan“, dann „Die unbeweihte Kreatur. Reflexionen über das Tier“ und „Chaos und Dämonie“. E. Biser gab 1985 nochmals „De profundis“ heraus. Nach einer Neuausg. der „Tragik im Weltlauf“ (s. Anm. 1) publizierte M. Weitlauff 1992 Bernharts „Erinnerungen 1881–1930“ in ungekürzter Fassung (2094 S. in 2 Bd., mit Kommentaren u. zumeist biograph. Dokumenten).

⁴ Wieder abgedr. v. M. Weitlauff (s. Anm. 1) 191–218.

⁵ G. Denzler hat in seinem Aufsatz „Priester und Frau. Joseph Bernharts Eheprozeß“ (neues hochland 4/1974) diese Geschichte in den Horizont der allgemeinen Zölibatsproblematik gestellt.

⁶ Wieder abgedr. v. Weitlauff (s. Anm. 1) 91–100.

⁷ Weitlauff in seiner Ausg. d. „Erinnerungen“ Bd. 2, 1019.

⁸ Wieder abgedr. v. Weitlauff (s. Anm. 1) 101–114.

⁹ Teilweise abgedr. ebd. 244–274.